



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 5. Februar 2012, 08.40 Uhr

Mission Zukunft  
Kirchliches Reden von Gott in der Welt  
Von Matthias Drobinski

Redaktion: Bernward Kalbhenn  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Den ersten Missionsversuch ertrug der Autor dieses Textes, als er so um die 17 Jahre alt war und Oberstufenschüler, Pickel hatte und eine Heimat in der katholischen Kirche. Es war in Gießen in Mittelhessen, und eine Mitschülerin, ein bisschen jünger, trotz Schlabberkleid hübsch und ziemlich nett, fragte ihn, ob er nicht einmal in die Teestube kommen wolle. Dort trafen sich junge Christen, und sie sei auch dabei. Der Autor sagte errötend zu und saß dann wenige Tage später inmitten von evangelikalen Christen in einem dieser 80er-Jahre-Räume mit altem Sofa und speckigen Sitzkissen und styroporkugelgefüllten Kunstledersäcken und lauschte Tee schlürfend dem Gitarrenspieler, der immerhin sein Instrument leidlich beherrschte, während er von Jesus sang. Das gefiel dem Besucher, der damals selber der Gitarre Jesusliedertöne abzurufen versuchte. „Hey, Jesus“, sagte der Gitarrenspieler, „ich find das so geil, dass du heute Abend hier bist“, und so ging das eine ganze Weile weiter. Das wiederum kam dem Neuen in der Runde merkwürdig vor.

Im weiteren Gespräch sagten die anderen in der Runde, dass sie, bevor sie Jesus so richtig kannten, in der Tendenz schlechte, auf jeden Fall aber unerfüllte Menschen gewesen seien und dass sie nun die Antwort auf alle ihre Fragen in der Bibel fänden, die man nur gläubig lesen müsse. Dann war ich dran und sagte, dass ich mich eigentlich, abgesehen von den üblichen Kleinigkeiten, ganz wohl im Leben fühle, also keinen Anlass sehe, dieses radikal zu wenden. Und dass es bei mir ganz vertrackt sei: Auf jede Antwort, die ich in der Bibel zu finden glaube, käme ein ganzer Sack neuer Fragen. Da guckten die anderen bekümmert. Und das hübsche Mädchen sagte, dass es so zwar nicht unmöglich sei, erlöst zu werden, aber doch ein ganzes Stück schwieriger als ohne Bekehrung. Wir schieden ein bisschen betreten voneinander, weil wir uns so missverstanden hatten, obwohl wir doch alle Christen waren. Dem Autor wurde jedenfalls bewusst, dass er sich nicht in dem Himmelreich wohlfühlen würde, das ihm da ausgemalt wurde – und die anderen sich wahrscheinlich auch nicht im Himmelreich des Autors.

Wer über Mission schreibt, sollte mindestens einen Missionierungsversuch überstanden haben. Sonst weiß er nämlich nicht, was manche Menschen befällt, wenn sie das Wort hören. Mission. Da soll einer auf eine Seite gezogen werden, wenn schon nicht überzeugt, so doch zumindest überredet. Da verspricht einer den Himmel im Anspruch, ihn zu besitzen, da droht einer mit der Hölle, als wüsste er genau, wer dort hineinkommt und wer nicht. Das Wort trägt an der Last der Geschichte. Es wurde im 16. Jahrhundert gebräuchlich, als die Päpste und die spanischen Könige Soldaten zu Pferd und mit Büchsen bewaffnet über das große Meer schickten, die dann mit einer Leichtigkeit die Krieger der Indio-Völker niedermetzten, dass die Päpste und Könige glaubten, hier müsse Gott seine Hand im Spiel haben. Der Apostel Paulus nannte sich nicht Missionar, als er den Römern und Griechen von Jesus erzählte, und erst seit dem 18. Jahrhundert nennt man jene Stelle im Matthäusevangelium „Missionsbefehl“, wo Jesus seinen Jüngern aufträgt, zu allen Völkern zu gehen, alle Menschen zu seinen Jüngern zu machen und sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes zu taufen. Wenn Jesus das überhaupt getan hat und nicht der Evangelist, das Wachsen der jungen Gemeinde vor Augen, ihm das in den Mund gelegt hat. Nicht

einmal der Bischof Bonifatius empfand sich als Missionar der Deutschen, das wurde er katholischerseits erst im Kulturkampf vor 125 Jahren, als die Katholiken den Bismarck-Preußen beweisen wollten, dass auch sie gute Deutsche sind. Der Missionar Bonifatius habe die deutschen Stämme geeint, hieß es damals sinngemäß. Für viele ist Mission Kolonialismus, Verachtung anderer Kulturen, Gewalt, bestenfalls die betuliche Zeltmission, bei der ein Predigerlein die Höllendrohung mit überschlagener Stimme dem ohnehin überzeugten Publikum entgegenschleudert, zur Stärkung der eigenen Anhängerschaft, nicht zur Überzeugung der Zweifler. Verständlich also, dass der Begriff Mission in den großen christlichen Kirchen eine Zeit lang aus der Mode war. Und dass er auch heute vielen Christen, und nicht den schlechtesten, peinlich ist.

Andererseits: Ohne jene Menschen, denen das Herz so voll vom Glauben war, dass sie den anderen davon erzählen mussten, wären die Jesus-Anhänger eine kleine jüdische Sekte rund um den See Genezareth geblieben. Die Geschichte wäre anders verlaufen ohne Paulus und die Christen, die sich eher im Zirkus von den Löwen zerfleischen ließen als ihrem Glauben abzuschwören, ohne die Mönche aus Irland, die Lesen, Schreiben, Kräuterkunde und Ackerbau zurück ins von der Völkerwanderung verwüstete Zentraleuropa brachten. Das Christentum drängt zum Bekenntnis und zur Gemeinschaft. Es will keine Geheimlehre sein, nur für wenige Eingeweihte, es ist offen für alle Menschen, es drängt zur Bekehrung und Veränderung der Welt. Das war die Grundentscheidung der neu entstehenden Gemeinschaft: Jesu Botschaft vom liebenden Vater im Himmel, der will, dass die Menschen einander lieben, gilt nicht nur den Juden. Sie will sich verbreiten. Sie braucht dafür Menschen, die diese Botschaft weitersagen. Die Apostelgeschichte erzählt eine solche idealtypische Bekehrungsgeschichte: Da fährt der Kämmerer der äthiopischen Kaiserin im schicken Wagen durch die Wüste. Ein Engel schickt Philippus an die Straße von Jerusalem nach Gaza, gerade als der kluge Mann in der Papyrusrolle Jesaja liest: „Wie ein Schaf, das geschlachtet werden soll, hat man ihn abgeführt.“ Prompt ist Philippus da und erklärt, dass da Jesus gemeint ist, und wie sie so reden und an einer Wasserstelle vorbeifahren, sagt der Finanzminister Ihrer Majestät: „Was hindert's, dass ich getauft werde?“ Die beiden steigen ins Wasser, Philippus tauft, der Kämmerer fährt glücklich weiter.

Doch Mission ist ambivalent. Denn sie beschreibt den Grundauftrag der Christen genauso wie die Gewaltgeschichte der Kirchen, sie ist nicht einfach gut und eine Wohltat den Heiden, sie ist aber auch nicht einfach schlecht. Nach einer Phase der Buße, der Einkehr und des schamhaften Schweigens sehen das nun im Prinzip auch die evangelische und die katholische Kirche so – und dass das wichtigste Feld der Mission nicht mehr so sehr bei den Heidenkindern in Afrika und Asien liegt, sondern in Europa, dort wo die individualisierten und säkularisierten Menschen den Kirchen zu Hunderttausenden davonlaufen. In der katholischen Kirche hat Papst Johannes Paul II. den Begriff der Neuevangelisation geprägt. Das war nach 1989, als die kommunistischen Diktaturen in Osteuropa fielen, die geistige Leere der dortigen Gesellschaften sichtbar wurde und die Christen, bei dem Versuch neue Gläubige zu gewinnen, auf eine Art Wende-Dividende hofften. Papst Benedikt XVI., der Nachfolger von Johannes Paul II. hat im vergangenen Jahr gar einen eigenen Rat für die Neuevangelisierung geschaffen, ein eigenes Vatikan-Ministerium also, von dem es heißt,

niemand wisse so recht, wozu es gut sei und was es bewirken solle. Für dieses Jahr hat der Papst sogar ein Jahr des Glaubens ausgerufen, das im Oktober offiziell eröffnet wird und ersten Schriftstücken aus dem Vatikan zufolge einen starken missionarischen Charakter haben dürfte.

Dabei ist das Thema Neu-Evangelisation nicht neu. Die Deutsche Bischofskonferenz hat bereits im Jahr 2000 die Erklärung „Zeit zur Aussaat – missionarisch Kirche sein“ veröffentlicht. Dort stehen wichtige Dinge, zum Beispiel, dass die Christen demütig, aber doch selbstbewusst den Fragern und Zweiflern begegnen sollen, dass sie lernen müssen, zu ihrem Glauben zu stehen und ihn den anderen auch so erklären, dass die wiederum diesen Glauben verstehen und irgendwie sympathisch finden, dass es nicht ums Überreden geht, sondern darum, die Herzen der Menschen zu berühren, dass das gelebte Zeugnis, das Eintreten für die Armen und Benachteiligten so wichtig ist wie jede gute Predigt.

Ein Jahr zuvor, 1999, hatte sich auch die Evangelische Kirche in Deutschland auf der Tagung der Synode, des Kirchenparlaments also, in Leipzig, ebenfalls mit dem Thema Mission befasst – in jener ostdeutschen Großstadt, in der die Christen nicht einmal mehr eine 20-Prozent-Minderheit sind. Bis dahin war gerade in der evangelischen Kirche das Thema eher schamhaft verhandelt worden. Und auch diesmal schien Mission ein Thema zu sein, das vor allem die lange zerstrittenen konservativen und linken Flügel des deutschen Protestantismus einte. Aber das Thema war ein Zeichen, eine Zäsur. Die Kirchenverantwortlichen hatten gemerkt, dass die Zeit der Selbstsäkularisierung vorbei war, dass sie dringend etwas ändern mussten, sollte ihre Kirche nicht bedeutungslos werden, eine schrumpfende Institution von irgendwie netten Menschen und Inhalten, gegen die man eigentlich nichts haben kann. Die evangelische Kirche kam also nicht aus überschießender Begeisterung heraus zur Mission, wie jene ersten Christen, in die zum Pfingstereignis flammengleich der Heilige Geist fuhr. Sondern aus der Erkenntnis heraus: Wir stecken in der Krise.

Zwölf Jahre später, im vergangenen November, diskutierte die EKD-Synode wieder über die Mission, sie griff die Frage des äthiopischen Kämmerers aus der Apostelgeschichte auf: „Was hindert's, dass ich Christ werde?“ An diesem sonnigen Montagmorgen macht es der Herr den in Magdeburg versammelten Christen nicht so leicht, die da diskutierten, wie sie in den Zeiten des Mitgliederschwunds ihre Kirche wieder attraktiv machen können. Das Präsidium hatte einige Zweifler ins Maritim-Hotel geladen, und die erwiesen sich als renitenter als einst der Äthiopier.

Da war Max Bank, der Mann der globalisierungskritischen Bewegung Attac, noch einer der hoffnungstiftenden Fälle. Mit 27 sei er evangelisch geworden, erzählt er, nach kirchenferner Kindheit im linken Wohnprojekt, in dem es trotzdem eine Bibel gab, die er las, eine Heimat suchte und sie in der evangelischen Kirche fand, auf Widerruf natürlich. Doch dann kam Pascale von Wroblewsky, die Jazzmusikerin und Schauspielerin, die erzählte, wie sie als Teenager in der Jungen Gemeinde in Ost-Berlin war, ohne im Geringsten religiös zu sein. „Ich kann mich in der christlichen Sprache bewegen“, sagte sie, „aber sie ist nicht meine Muttersprache, und sie dazu zu

machen, wäre so, als würde ich mich einer Diktatur unterwerfen.“ Das klang nicht nach baldigem Kircheneintritt. Oder Pavel Richter, der Geschäftsführer von Wikimedia Deutschland: Ein Christ sei er schon, aber Kirchenmitglied wolle er nicht werden und die Tochter auch nicht taufen lassen: „Ich weiß nicht, was ich vom Kircheneintritt habe“, erklärte er und fügte hinzu, „sagen Sie mir doch, was Sie von meinem Kircheneintritt hätten!“

Die alten Missionskonzepte sind an ihren Grenzen angekommen – das ist die Botschaft dieser Auftritte. Und tatsächlich scheint die Säkularisierung in Deutschland ein Naturgesetz zu sein: Im Osten sind die Christen auf dem Weg zur Zehn-Prozent-Minderheit und in den großen Städten der Republik werden die Konfessionslosen zur größten Konfession. Selbst da, wo die Kirchen noch stark sind, wissen die Leute nicht mehr recht, ob sie an sieben oder zehn Gebote glauben sollen, an die Auferstehung der Toten oder die Wiedergeburt. Sollte es die Wiederkehr des Religiösen gegeben haben, dann ist sie am institutionell verfassten Christentum vorbeigegangen. Bestenfalls ist sie begrenzt geblieben auf die ohnehin eher kirchennahen Milieus: auf die Konservativen und die etablierten Bildungsbürger, auf die postmateriellen Intellektuellen, auf die Menschen, die ohnehin spüren, dass etwas fehlt, wenn die Sinnfrage aus dem Leben ausgeklammert wird.

Für die Kirchen ist das bitter, denn diese Sinnfragen des Lebens sind drängender geworden, egal, ob die Menschen Christen, gar Kirchenmitglieder sind oder nicht. Viele Menschen dürsten danach, die Leere zu füllen, wenn es um sie herum und in ihnen still wird. Bibelstellen sind ihnen fremd geworden – nicht aber die Frage, warum sie auf der Welt sind und wie das sein wird, wenn sie einmal sterben. Moralpredigten lehnen sie ab, es treibt sie aber die Frage nach Schuld und Sühne um. Sie suchen nach Kriterien in den Debatten um Anfang und Ende des Lebens, um Krieg und Frieden. Sie brauchen in den Zeiten der Finanzkrise jemanden, der dem globalen Markt eine globale Moral zur Seite stellt, jemanden, der zu denen hält, die unter die Räder kommen.

Auf den ersten Blick scheint sich die evangelische Kirche gut anzubieten als Heimat der postmodern suchenden Individuen. Sie hat ihren Grund in Bibel und Bekenntnis, aber nicht den lehramtlichen Dogmatismus und moralischen Rigorismus der katholischen Kirche. Ihr Führungspersonal ist im Schnitt zehn Jahre jünger als das der katholischen Kirche. Intelligente Frauen bringen zudem ihre eigenen Perspektiven ein, Mütter und Väter ihre Familien-Erfahrungen, die Lebensläufe evangelischer Bischöfinnen und Bischöfe sind inzwischen grundverschieden zu denen ihrer katholischen Brüder im Amt.

Und trotzdem schrumpft diese Kirche, über die Jahre hinweg sogar stärker als die katholische, die bislang nur im Jahr 2010 in Folge der Missbrauchs-Skandale mehr Austritte registrieren musste als die evangelische. Bis zum Jahr 2040 wird nach den Prognosen der EKD die Zahl der Protestanten in Deutschland von heute 24 Millionen auf dann 16 Millionen gesunken sein, in der katholischen Kirche gibt es vergleichbare Prognosen. Und auch wenn die Zahl der Eintritte und Wiedereintritte bei beiden Kirchen in den vergangenen Jahren gestiegen ist: Sie werden weithin nicht als

einladend, attraktiv und als Heimat der Suchenden wahrgenommen, so sehr sie sich auch bemühen, Predigten, Tauffeiern, und Beerdigungen zu verbessern.

Viele Bischöfe, Kirchenmitarbeiter und Gemeindeglieder, die tapfer an der Verbesserung des kirchlichen Auftritts arbeiten, empfinden das als ungerecht. Haben die Kirchen nicht seit zwei Jahrzehnten unter professioneller Beratung verschiedene Kommunikationsinitiativen gestartet, um wieder ins Gespräch mit den Leuten zu kommen, die der Kirche fern stehen, sie verlassen haben, über einen Austritt nachdenken? Haben sie nicht Meinungsforscher ins Land geschickt, um zu fragen, wie fern oder nah die Menschen der evangelischen oder katholischen Kirche stehen, was sie von den zentralen Lehr- und Glaubenssätzen halten und was vom Pfarrer der nächstgelegenen Kirche? Haben sie nicht längst Wiedereintrittsstellen und Gottesdienste für Zweifler, Citykirchen, Urlaubsseelsorger und alle möglichen Angebote mit niedriger Schwelle? Das sind sicher wichtige Fragen.

Vielleicht aber steckt genau in ihrer Betriebsamkeit die Antwort darauf, warum das alles häufig nicht so einladend wirkt, wie es die Kirchenverantwortlichen wünschen: Diese Betriebsamkeit ist noch zu oft Teil der großen innerkirchlichen Selbstbeschäftigungsmaschine. Die bessere Predigt, die Zahl der Taufen, das diakonische Engagement, die Beschlusslage zur Euro-Krise und zu Afghanistan – das alles dient der Stabilisierung der eigenen Institution. Wie kommen wir besser rüber, wie erhöhen wir die Reichweite, wie die Zahl der Kontakte?

Wollen die großen Kirchen aber in neuer Weise missionarisch sein, dann müssen sie sich von diesem Missverständnis verabschieden: Sie werden nicht umso wirksamer in der säkularen Welt, je mehr sie tun, je mehr Konzepte sie entwickeln, je mehr sie versuchen, sich allerweltskompatibel zu machen. Die Leute merken, wenn sie da einer werben will, der aber letztlich weder brennt für die Sache, die er vertritt, noch ein tieferes Interesse hat an den Menschen, die ihm begegnen. Wer nur nach der Erfolgsquote schaut, wird die Menschen verlieren. Die großen Kirchen in Deutschland müssen, statt noch betriebsamer zu werden, eine eigene Tiefe finden, eine eigene Frömmigkeit, einen eigenen Lebensstil – zwischen dogmatischer Starre und der Auflösung des Gottesgeheimnisses in einer Wellness-Religiosität, in der Gott nicht mehr ist als der beste aller Therapeuten. Die Christen müssen sich, statt sich sicher im eigenen Milieu zu bewegen, der Erfahrung von Fremdheit aussetzen. Sie ist das Kennzeichen alles Missionarischen. Die Christen müssen lernen zuzuhören, ohne das Gehörte abzuwerten und ohne die eigenen Grundsätze zu verraten. Freundlich zu Fremden kann nur sein, dessen Ich zugleich stark ist.

Manches davon fand sich in dem Entwurf zu jenem Beschluss, mit dem die Synodalen in Magdeburg im vergangenen November erklären sollten, wie sie es künftig halten wollen mit der Mission. Nach außen wirken kann nur eine Kirche, die aus eigener Tiefe, Stärke und Glaubwürdigkeit heraus handelt, hieß es dort. Sie solle sich nicht einfach der Welt anpassen, sondern heilsame Unterbrechungen und Gegenpunkte setzen. Sie solle eine Kultur leben, die beispielhaft ist. Der Entwurf vermied allen falschen Zweckoptimismus, er verabschiedete sich von dem Ziel, dass die evangelische Kirche gegen den Trend wachsen solle, wie es im Jahr 2006 noch der damalige

Ratsvorsitzende und Berliner Bischof Wolfgang Huber vorgegeben hatte. Es wäre ein Text für den Eintritt der Kirche ins neue Zeitalter der missionarischen Existenz gewesen.

Die Synodalen aber waren von dem Entwurf, weitgehend formuliert vom neuen hannoverschen Bischof Ralf Meister, nicht so begeistert. Wo bleibt das Mutige, Optimistische, Selbstbewusste? Einer nannte den Entwurf „depressiv“. Die Befürworter erwiderten: Er ist nicht depressiv, er ist realistisch. Am Ende aber veränderten sie den Text doch so, dass man wieder die alte Hoffnung herauslesen konnte: Wir müssen nur die richtige Methode finden, dann kommen die Leute auch wieder. Dieses nostalgische Missionsverständnis ist aber eine Illusion. Die Mission der Zukunft für Christen wird heißen: Zeugnis geben in einer zunehmend glaubensfremden Welt, ohne den Anderen zu belästigen. Und das, was daraus wird, einer höheren Macht zu überlassen.

\* \* \*

Drobinski, Matthias:

Redakteur für Innenpolitik bei der Süddeutschen Zeitung; sein Themenschwerpunkt: Religion und Kirche